

Tell und Gessler in der Kinderstube

Autor(en): **Garbani, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **225 (1946)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mürde. Was aber das letzte Jahrzehnt seines Auf-
enthaltes in Yverdon für den Menschenfreund zum
Martyrium machte, waren neben den zahlreichen An-
griffen auf seine Anstalt, seine Person und sein System
die Zermürnungen unter seinen Mitarbeitern. Sie trugen
den Keim der Zersetzung in das Unternehmen, als es
noch in seiner Blüte stand. Pestalozzi, in geschäftlichen
Dingen Zeit seines Lebens unerfahren und vertrauens-
selig wie ein Kind, geriet immer mehr in die Abhängig-
keit des klugen, berechnenden Schmid, der durch ein-
schneidende Maßnahmen die Anstalt vor dem Zusam-
menbruch rettete, sich aber durch sein herrisches Wesen
verhaßt machte und Pestalozzi seinen ältesten Mit-
arbeitern, Niederer und Krüsi, entfremdete. Als Frau
Anna Pestalozzi, der gute Geist der Anstalt, 1815 77-
jährig starb, brach der Konflikt offen aus. Weiden,
Schmid und Niederer fehlte die Selbstüberwindung
und Demut, die ein großes Werk erfordert, aber auch
der letzte Tiefblick in die geniale Größe des Meisters.
Besonders der sonst verdienstvolle Niederer, von dem
der Pädagoge Hans Georg Nägeli sagte: „Pestalozzi

hat den Funken geschlagen, Niederer hat ihn zur
Flamme entfacht“, ist auf der andern Seite „ein er-
schütterndes Beispiel idealistischer Selbstüberhebung“.
Denn er glaubte, das System retten zu müssen, indem
er dessen Urheber aufs Liebloseste bekämpfte. Von Nie-
derer gilt das Wort: „Und wenn ich mit Engelszungen
redete und hätte der Liebe nicht . . .“

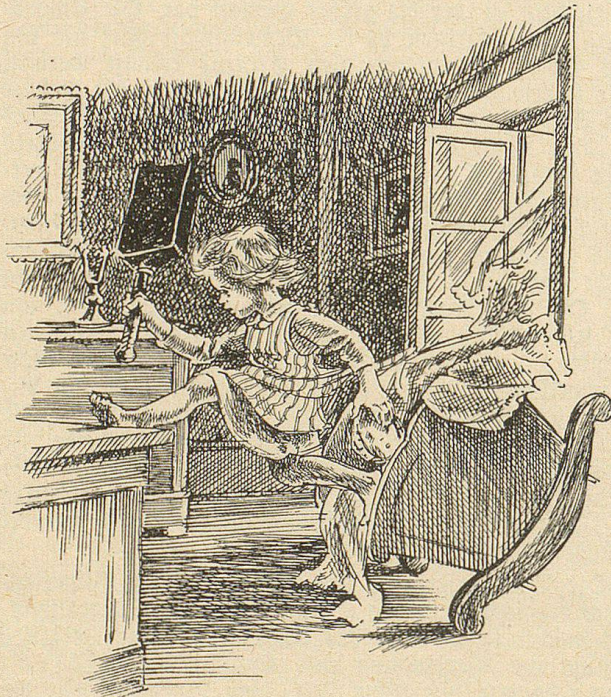
Niederer und Krüsi hatten die Anstalt schon längst
verlassen, als diese sich 1825 auflöste.

Pestalozzi zog, von neuem geschlagen, sich auf den
Neuhof zurück, von dem sein segensreiches Wirken aus-
gegangen war, bis zuletzt seine Lebensarbeit in Wort
und Schrift vor der Mit- und Nachwelt verteidigend.
Die bössartige, von Niederer inspirierte Schmähchrift
Bibers gab dem 81-Jährigen den Todesstoß. Man
brachte den Sterbenden in das Haus eines befreun-
deten Arztes in Brugg. Dort hörte am 17. Februar
1827 das große, edle, liebevolle Herz zu schlagen auf.
Am 19. wurde er beim Schulhaus Birr begraben.

„Alles für andere, für sich nichts“ steht am Schlusse
seiner Grabschrift.

Tell und Geßler in der Kinderstube.

Von Charlotte Barbani, Muralto-Eugano.



Dies geschah, als ich noch ein „Dreikäsehoch“ war
und wohl zehnmal innert zehn Stunden „es Geschichtli“
verlangte.

Alles Mögliche und Erdentliche hatte man mir schon
erzählt und bei Wiederholungen protestierte ich also-
gleich. Da kam Mutter auf den Gedanken, mir an
Hand von Bildern, die Entstehung der Schweiz zu
erzählen und für einige Zeit genügte dieses Thema
meinem unerfättlichen Geschichtshunger.

Doch ich will ehrlich sein; viel Verständnis hatte ich
für die Heimatgeschichte nicht, was gewiß zu entschul-
digen ist. Wie sollte ich mit fünf Jahren die Worte
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern –“ ver-
stehen, wo es heute Leute gibt, die mit fünfzig Jahren
sie noch nicht begreifen? Auch fand ich es unerklärlich,
daß sich die Bewohner Altdorfs über die Stange mit
dem Hut ärgerten. Mir schien dieser Federhut gerade
so lustig wie das Huhn und der Salami, die an jeder
Zessiner Fasnacht am albero della cuccagna hängen und
die Burschen zum Klettern verlocken. Vollends unbe-
greiflich dünkte mich die Aufregung der Zuschauer ob
Tells Apfelschuß. „Das chönnt i jo au!“ dachte ich, voll
Größenwahn, wie die modernen Welterneuerer. Was
mir jedoch mächtig Eindruck machte, war Tell's Fahrt
mit Geßler über den sturmtostigen See und seinen
Sprung auf die Felsenplatte. Schauerlich schön fand ich
diese Fahrt. Mutter mußte sie mir nochmals genau um-
schreiben, ja sogar ein drittes Mal, was ganz gegen
meine Gewohnheit war.

Und eines Tages – ich war allein zu Hause, nachdem
ich allerseits versprochen hatte, ruhig zu sein – da galt
es die Zeit auszunützen.

Rasch wurde die Stube ausgeräumt, die Stühle in
den Korridor gestellt, der Teppich zusammengerollt . . .
und leuchtend dehnte sich der Vierwaldstättersee unter
den Strahlen der Zessinersonne aus. Einiges Kopf-
zerbrechen bereitete mir das Fahrzeug. Zuletzt entdeckte
ich das einzig Richtige, und glücklicherweise lag der recht-
mäßige Besitzer nicht darin. Auch die Wiege meines
Brüderchens wurde ausgeräumt, Kissen und Matratze
hinausgeworfen und die schönste Tischdecke, die hand-
gestickte, die nur bei besonderen Anlässen hervorkam,
hineingelegt. Das Schiff eines Landvogts zu schmücken,
war das etwa nicht ein besonderer Anlaß? Der Lina,

meiner größten Stoffpuppe, zog ich das himmelblaue Röcklein und den spitzenbesetzten Unterrock aus, band ihr dafür ein kariertes Küchentuch um die Schulter und ein getupftes Taschentuch um den Kopf; ein grim-miger Bogt lehnte hochmütig im Nauen. Mit der Armbrust, der Kohlenschaufel im Arm, stieg nun auch Zell ins Schiff. Der Föhnsturm konnte beginnen. Hui, wie raste er aus den Bergen hervor und warf sich über den See! Ich heulte und pfiß aus Leibeskräften, und das Schifflein tanzte auf und ab inmitten der wilden Bogen. Die Sonne, die mir bisher lachend zugesehau, tat mir nun den Gefallen und band sich ebenfalls ein Tuch um den Kopf, ein dickes Wolkentuch. Dunkel und dämmerig wurde es in der Stube, wie bei einem richtigen Unwetter.

Derweil die Wiege lustig schaukelte, lenkte ich sie - da sie Räder besaß - im Rutschtempo über den glatten Zimmerboden, an den gefährlichsten Klippen, Tisch und Schreibpult, vorüber. Es war einfach herrlich! Der einzig Störende in dieser Szene war Gefler, der bald auf dem Rücken rutschte, bald auf die Nase purzelte, so daß ich ihm stets wieder auf die Beine helfen mußte.

Inzwischen hatte sich draußen ein „echter“ Wind erhoben, Blätter tanzten zum offenen Fenster herein, es donnerte. Auch drinnen tobte der Sturm immer wilder, der Nauen drohte oft umzukippen. Doch schien mir plötzlich, als grinsie mich Gefler höhnisch an. Warum? Ei, ich ahnte es wohl! Er machte sich über mich lustig; denn ich spielte nur Sturm und Steuer-mann - Zell regte sich nicht. „Warte nur!“ - drohte ich dem allzu Siegesgewissen. Und wie die Rabe um den heißen Brei, lenkte ich das Schifflein um den Tisch herum. Soll ich's wagen? Soll ich's nicht? Langsam erwachte der Heldenmut. Durch einige kräftige Stöße gab ich der Wiege den richtigen Schwung, faßte die Armbrust, schlug dem grinsenden Bogt eins auf den Kopf, schwang mich kühn über den Schiffrand - und ward im selben Augenblick zurückgerissen. Kopfüber stürzte ich in die „Bogen“, das Schiff folgte mir seltsamerweise nach und begrub umkippend Zell und Gefler unter sich.

Wie lange ich unter der Wiege lag, weiß ich nicht. In meinem Kopf brummte es gar komisch, gerade als flöge eine Hummel darin umher. Kaum achtete ich darauf, denn das Ärgste war die Furcht, die mich jäh-lings erfaßte. Glaubte ich doch ernstlich, Gefler sei es gewesen, der, plötzlich lebendig geworden, mich zurück-gerissen habe! Und dieses unheimliche Geschöpf lag nun wahrscheinlich dicht neben mir, zu neuen Streichen bereit! Ich konnte keinen Laut von mir geben, die Kehle war mir zugeschnürt, ich war wie gelähmt. Mein Heldenmut verkroch sich gleichfalls in die dunkelste Ecke.

Allmählig begann mir aber die Luft auszugehen. Vorsichtig wagte ich unter der Wiege hervor zu kriechen, - und schon riß es mich wieder zurück! Entsetzt wollte ich um Hilfe schreien, da hub zugleich ein Klopfen und Poltern an der Wohnungstüre an. Wie ein gejagter Feldhase spitzte ich die Ohren und vernahm nun eine schimpfende, schrille Stimme, die draußen nach meiner

Mutter rief. Oh, ich kannte diese Stimme nur zu gut. Sie gehörte der „bösen Frau“, der Bewohnerin des ersten Stockwerks. (Wir waren im zweiten.) Diese Dame war ein richtiger Kinderfchreck. Man durfte nicht springen, nicht lachen, nicht Ball spielen, nur auf Pantoffeln schreiten, und dies alles, weil die Unglückliche während 200 Tagen im Jahr Kopfschmerzen hatte und während 165 Tagen Migräne. Ausgerechnet ob diesem empfindlichen Haupt spielte sich ein Föhnsturm auf dem Bierwaldstättersee und ein Stück Schweizergeschichte ab.

Ich lauschte atemlos; doch die Türe war ja geschlossen, die „böse Frau“ konnte nicht herein. Also wartete sie draußen, und ich drinnen, gleich sehnsüchtig auf Mutter's Rückkehr.

Mäuschenstill kauerte Zell in seinem Gefängnis unter Bewachung der beiden Tyrannen. Durch eine Verzierung der Holzwiege konnte ich wenigstens die Türe sehen, und ich betete aus tiefstem Herzen: „Gleber Gott, schick bald die Mutter heim!“ Endlich erhob sich draußen Stimmengewirr, eine Sturzflut von Klagen kam über die Lippen der erbosten Wartenden: „Schrecklicher Lärm - nicht zum Aushalten - unerhört.“ Die Türe öffnete sich, und neben Mutter's erschrockenem Antlitz tauchte wie eine unbeildrohende Gewitterwolke die Gefürchtete auf. Was tat's? Ich atmete, nein, ich stöhnte erleichtert auf. „Cha nümme uffstoh!“ - jammerte es kläglich unter der Wiege, der hinzueilenden Mutter entgegen. Als sie meinen Kerker zur Seite schob, spürte ich noch einmal den unsanftesten Ruck am Kleid, dann riß es, und ich war frei. Schreckensbleich stellte mich Mutter auf die Füße; aber es fehlte mir wirklich nichts; im Gegenteil, ich hatte etwas zu viel: eine Beule auf der Stirne. „Gefler hed mi ned los glo!“ - rief ich, meinerlich auf die Puppe deutend, und bemerkte erst jetzt ihren traurigen Zustand. Aus dem aufgerissenen Kopf des Bogtes quoll die Kapockfüllung, und all sein Hochmut war verflogen.

„Gefler?“ - Mutter machte ein Gesicht, als fiele sie aus dem Mond - dann verstand sie alles. (Verstehen Mütter nicht immer alles?) „Hä, du bist no e kura-schierte Zell!“ meinte sie, und ihre Stimme verriet unterdrücktes Lachen, was mir gar nicht am Plaze dünkte. Als sie jedoch zwei abgerissene Schürzenbänder aufhob, dämmerte mir die Wahrheit. Sollten diese Geflers Hand gewesen sein? (Während der stürmischen Fahrt, hatten sie sich um den Wiegenrand geschlungen und zu einer Schlinge verwickelt.) Nun betrachtete Mutter das „Schiff“ und sah, daß es einen Bruch auf-wies; sie zog ihre beste Tischdecke hervor und sah, daß eine schwarze Kohlenschaufel in ihr lag. „D'Armbrust“ - erklärte ich ängstlich, denn ich wartete auf das gerechte Donnerwetter. Aber siehe da! Mutter begann plötzlich zu lachen.

„Werde mich beim Hausherrn beschweren!“ - klang es drohend von der Türe her. Ach, wir hatten den zweiten Gefler ganz vergessen, der draußen auf die Entschuldigungen wartet! Und weil die „böse Frau“ kein Verständnis für mein patriotisches Abenteuer hatte, ver-schwand sie empört, um ihre Drohung zu verwirklichen.